

Der Welt Spiegel

Illustr. Halb-Wochenschrift

des Berliner Tageblatts



Marissa und Maria.

Von Fan.

Ganz Ungarn loberte in Kriegsbegeisterung, und auch der junge Besitzer von Drosfalva rüstete sich zum Auszug ins Feld. Kein Sturm hatte sein Dasein erschüttert bis zu diesem Tage. Weiber, Wein und Karten beherrschten es, dem Ernst war er immer in weitem Bogen ausgewichen.

Aber jetzt hieß es hinausziehen, für den Kaiser zu kämpfen, vielleicht zu sterben: und doch betrachtete er auch dieses Ereignis nur als eine neue Phase seines strahlenden, an Erfolgen reichen Lebens.

Er ging wie zum Tanz. Das Gespenst Tod, das in jedem Büchsenlauf lauerte, schreckte ihn nicht. Nur wenn er vorübergehend aus dem Siegestrausch erwachte, ärgerte er sich, daß die schöne junge Witwe Marissa von Falusih, die er seit Monaten umwarb, ihn noch immer kofelt hinhielt.

Am Abend vor dem Auszug ins Feld setzte er sich an seinen Schreibtisch und warf ein paar Worte auf Papier:

„Marissa!

Man weiß, wann einer auszieht, aber man weiß nicht immer, ob er wiederkehrt. Küsse, die ungeliebt sind, verbrennen die Lippen, auf denen sie zurückbleiben. Wenn ich falle, werden Sie mit dem Bewußtsein leben, etwas versäumt zu haben, was vielleicht unsagbare Möglichkeiten barg — Marissa, ich warte auf Sie!

Sandor.“

Er schickte einen reizenden Boten mit dem Brief auf ihr Gut, versprach ihm eine Zwanzigkronennote, wenn er jagen würde, daß die Kränke stoben. Und nach einer Stunde erschien der Bote schweißbedeckt und schwenkte schon von weitem ein Schwert.

Sandor von Dros ging in sein Zimmer, riß die Hülle ungeduldig auf und las:

„Zu früh gekelterter Wein ist sauer und schafft nicht Genuß, Leicht ist vergessen ein allzufrüh gegebener Kuß . . . Warten und Sehnen reißt Wein und Liebe und Küsse . . . Die Verwundung und die Narkose ziehn immer verschiedene Schlüsse.“

Er stieß einen kleinen Fluch aus, war empört über ihre Herzlosigkeit, aber ihr Bild steckte er doch zu sich, um es ins Feld mitzunehmen.

Dann gab es noch allerhand mit dem Verwalter zu besprechen und zu ordnen; erst um Mitternacht kam er todmüde ins Bett. Am nächsten Morgen reiste er ab zu seinem Regiment.

— — — Tief in Gassen kämpften sie. Auf unwegsamem Gelände, wo sie, wenn es geregnet, bis in die Knie versanken. Er war bald von seinen Vorgesetzten wegen seiner Kühnheit geschätzt; die Kameraden gewannen ihm keine

sonnige Lebenswürdigkeit, und die Mannschaft ging für ihn durch dick und dünn, weil seine freundliche Ueberlegenheit unumwiderlich wirkte.

Es war an einem nächtlichen Novembertage. Die Kompagnie, bei der sich auch der Oberleutnant Sandor von Dros befand, hatte in einem kleinen düstigen Waldchen Deckung gesucht, um ihre Geschütze aufzustellen; aber ihre Stellung war dem Feind durch irgendein Mäander ruhestrennender Bauern verraten worden, und ein mörderisches Artilleriefeuer prasselte plötzlich auf sie nieder.

Nachts und links von Sandor fielen die Kameraden . . . Das grauenvolle Stöhnen der Verwundeten mischte sich mit dem pfeifenden und türrenden Ton der Geschütze, die immer neue Opfer forderten.

Sandor von Dros ging von einem zum anderen; dem sprach er trotzend zu, dem verband er notdürftig eine Wunde . . . dem schloß er die Augen, aus denen das Entsetzen vor dem heimtückisch über ihn hergefallenen

Tode starre . . . Es gab nichts anderes für ihn zu tun, vorläufig, sie waren wie in einer Mausefalle gefangen, jeder Schritt aus dem Gehölz heraus bedeutete sicheren Tod . . .

Und doch riefte er, wenn nicht ein Wunder geschah, waren sie auch hier über kurz oder lang alle verloren, und es krampte ihm das Herz zusammen, so ruflos enden zu müssen, statt in offener Schlacht, Mann gegen Mann zu stehen. . . .

Aber er fand gleichwohl stets neue anfeuernde Worte, aus denen eine Hoffnung sprach, die er nicht hatte, die aber den armen Kerlen, die hier zusammengeschossen wurden, Mut gab, ihre unlagbaren Leiden zu ertragen.

Da lag auch der Major . . . Sandor beugte sich, unbekümmert um die rings um ihn plagenenden Granaten über ihn, um zu sehen, ob noch Leben in dem gefallenen Körper sei; er schauerte zusammen, als seine lahmenden Hände in stromendes Blut tauchten, das einer Brustwunde entquoll. Der Sterbende schlug die Augen auf und bewegte mühsam die Lippen:

„Mein Mädel . . . so allein in der Welt . . . Mehr verstand Sandor nicht, aber es klang wie Rosenamen, wie vom Tode halberwürgte Liebesworte . . .

„Herr Major! Hören Sie mich? — Ich werde für Ihr Kind sorgen, wenn ich leben bleibe,“ sagte er eindringlich, wie um den stehenden Geist gewaltsam zum Beweisen zu zwingen. . . . Aber die Scharten des Todes senkten sich bereits auf den Verwundeten herab, er streckte sich rückelnd.

Als alles vorüber war, nahm Sandor die Brieftasche des Toten an sich. Nun hatte er endlich eine Pflicht. Ein Satz, den er irgendwo gelesen, fiel ihm ein: Was ist unser heiligstes Recht? Das Recht auf Pflicht! Er, der sein Leben bis dahin vergeudet in leeren Genüssen, sah einen Zweck vor sich, eine Aufgabe in der Zukunft.

Er fing an, unter den Papieren des Majors zu blättern und fand das Bild eines 17-jährigen Mädels, das mit einem kleinen silbernen Amulett in einem Briefe lag. Ein hübsches, frisches Gesichtchen mit einem lieblichen, reinen Ausdruck in den großen Augen . . . Das Briefblatt enthielt nur die Worte:

„Lieber Papa, dies soll Dich schützen in Not und Gefahr. Es ist im Kloster der Schwestern vom heiligen Herzen Jesu geweiht. Ich denke Tag und Nacht an Dich!

Deine treue Tochter Maria.“

Er las die Worte aandachtig. Der Kinder Glaube, der daraus sprach, bewegte ihn tief. Das arme Mädchen! Ihr Bangen und Beten hatte die tödliche Kugel nicht in ihrem Lauf zu hemmen vermocht. Und es erfüllte ihn plötzlich ein nagender Schmerz, daß niemand zu Hause



Aufstieg eines Fesselballons zur Beobachtung des Feindes auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Hilfphotograph Kahlenwindt